
HERDER

KORRESPONDENZ

Heft. 12 · 42. Jahrgang · Dezember 1988

Die Kirche Christi ist wahrhaft in allen rechtmäßigen Ortsgemeinschaften der Gläubigen anwesend.

Lumen gentium

Gemeinden im Umbruch

Was ist los mit den (Pfarr-)Gemeinden? Wenn der Eindruck nicht trügt, dann ist dieses für die Jahre nach dem Konzil so zentrale Thema inzwischen ziemlich in den Hintergrund getreten. Wie konnte es dazu kommen? Hat inzwischen Vordringlicheres die Gemeinden von der Tagesordnung der kirchlichen Diskussion verdrängt? Sollten die gesetzten Ziele inzwischen erreicht sein? Letzteres dürfte kaum der Fall sein, eher schon das Gegenteil: Mußte vielleicht nach einigen Jahren des Gemeinde-Enthusiasmus („Faszination Gemeinde“ lautet der Titel eines Buches aus dem Jahre 1979) das Pendel zurückschlagen – ist es aus Ernüchterung oder gar Resignation? –, so daß wir derzeit wieder in einen – was den Gemeindegedanken angeht – spannungslosen Kirchenalltag eingetreten sind, in dem kaum einer mehr die Energie und den Optimismus aufbringt, produktive Visionen für die Kirche vor Ort zu entwickeln?

Das Bild der Gemeinden ist von Schwunderscheinungen beherrscht

Oder liegt es daran, daß basiskirchliche Gruppierungen und geistliche Bewegungen aller Art mit ihrem erkennbarem Profil den weniger profilierten, mehr den kirchlichen Durchschnitt repräsentierenden Pfarreien den Rang abzulaufen beginnen? Oder sind es einfach die gesamt-kirchlich angesagten „winterlichen Zeiten“, die sich auch durch noch so viele positive Erfahrungen in den Kerngemeinden nicht mehr wettmachen lassen? Auszuschließen ist zum Beispiel nicht, daß das Bremsen und Zurückdrehen von Entwicklungen in den Gemeinden bereits eine gewisse Lethargie oder Lustlosigkeit ausgelöst hat. Immerhin sind es heute nicht mehr nur einige aufmüpfige Studentengemeinden oder kirchenkritische Außenseiter, die sich vom zentralkirchlichen Immobilismus bedrückt zeigen. Fragen solcher Art bekommt heute ein Bischof

schon bei Besuchen in den traditionellsten Territorialpfarreien zu hören.

Möglicherweise rührt der Eindruck von Ernüchterung aber auch daher, daß das zentralste Feld kirchlichen Lebens seit geraumer Zeit selbst vor allem mit *Negativmeldungen* bedacht wird. Wo man auch hinsieht – das Bild der Gemeinden ist von *Schwunderscheinungen* beherrscht: Die Diözesen können nur mehr den personellen Mangel bei Priesterberufen verwalten; so stirbt zunächst vieles einfach ab, selbst wenn man in dieser Entwicklung langfristig durchaus auch eigene Chancen erkennen kann. Gerade in den Großstädten ist die Überalterung und die Verringerung der Zahl der Gottesdienstbesucher unübersehbar und gibt zu Optimismus wahrlich keinen Anlaß. Können so verheißungsvolle Zeiten für die Gemeinden aussehen?

Keines dieser Phänomene ist gänzlich ohne Einfluß auf die Stimmung. Dennoch dürften die eigentlichen Ursachen dafür woanders, tiefer liegen. Das fängt schon damit an, daß sich die Lage der Gemeinden insgesamt schwieriger darstellt, als es die gängigen Zielvorgaben zulassen möchten. Nicht daß der programmatische Satz der Würzburger Synode der bundesdeutschen Bistümer („Aus einer Gemeinde, die sich pastoral versorgen läßt, muß eine Gemeinde werden, die ihr Leben im gemeinsamen Dienst aller und in unübertragbarer Eigenverantwortung jedes einzelnen gestaltet“) sich als falsch herausgestellt hätte. Aber um solches zu realisieren, müssen eben nicht nur die traditionellen Rollenzuweisungen einer kleruszentrierten Kirche überwunden werden.

Für Gemeindeglieder kann es schlicht bequemer sein, sich pastoral versorgen zu lassen und in erster Linie nur Dienstleistungen von amtlich dazu bestellten Seelsorge- und Verkündigungsexperten abzurufen. Der Volk-Gottes-Gedanke des II. Vatikanums vertrug sich nicht mit der Pfarrei als Ein- oder Zweimannbetrieb – er verträgt sich

aber ebensowenig mit dem für unsere Gegenwart so typischen und wohl auch unverzichtbaren Denken in arbeitsteilig geprägten Rollen, wenn dadurch die Pfarrgemeinden immer mehr zu Servicestationen mit einem religiös-liturgischen Angebot werden bzw. zu einem Teil des breitgefächerten Beschäftigungsangebots einer Freizeitgesellschaft.

Zwischen herkömmlicher Volkskirche und Gemeindekirche

Ein anderes Problemfeld wird durch die mehr irreführende als klärende, aber zeitweise heiß diskutierte *Alternative Gemeindekirche–Volkskirche* signalisiert. Mehr irreführend als klärend, weil sich die beiden Größen so unversöhnlich, wie es gelegentlich dargestellt wurde, einander gar nicht gegenüberstehen. Unter dem Stichwort der Gemeinde- bzw. „Basiskirche“ wurde die Volkskirche bzw. das, was von ihr übriggeblieben ist, zwar zu Recht auf eine Reihe von Ambivalenzen und Grenzen aufmerksam gemacht: vor allem auf die Gefahr, Seelsorge könne zum bloßen Ornament von sogenannten Lebenswenden degenerieren und verhalte sich zu anpasserisch gegenüber manchen Bedürfnissen bürgerlicher Religiosität, worunter der konkrete missionarische Auftrag der Gemeinde notwendigerweise leiden müsse.

In den letzten Jahren scheint aber deutlich geworden zu sein, daß man hier weniger in sich ausschließenden Gegensätzen als vielmehr im Sinne eines sich gegenseitig befruchtenden Kontrastes von *in sich legitimen und notwendigen Formen von Kirche bzw. Gemeinde* denken sollte. Kleine Zusammenschlüsse und Intensivgruppen, Personalgemeinden, Orden, Säkularinstitute, geistliche Bewegungen und wie die Vergemeinschaftungen im einzelnen heißen, können sich andere Ziele setzen als die Kirche insgesamt. Umgekehrt ist die Kirche als ganze – wie auch die einzelne Gemeinde – immer angewiesen auf Gruppen, die sie in Frage stellen, die um sich eine produktive Unruhe über und Unzufriedenheit mit dem faktisch gelebten Glauben verbreiten.

Im übrigen – und hier liegt vielleicht eine längst überfällige Ernüchterung – stehen auch diese Gruppen keineswegs in jungfräulicher Unschuld dar: Auch sie schleppen für sie typische Ambivalenzen mit sich herum, z. B. wenn sie den eigenen Entwurf auf eine Weise verabsolutieren, daß kaum jemand sonst mehr davor Bestand hat. Hinzu kommt, daß wir inzwischen auf *volkskirchlich geprägte Frömmigkeitsformen* auch in dem Maße nicht mehr so verächtlich herabsehen können, wie *Religion* insgesamt wieder stärker als anthropologische Konstante ernst genommen wird.

Nein, das gegenwärtige Problem der Pfarrgemeinden besteht nicht darin, daß sie sich weiterhin in unreflektierter Volkskirchlichkeit ergehen oder sich gar um des lieben Pfarrfriedens willen unbesehen zu Erfüllungsgehilfen bürgerlicher Religiosität machen lassen und im übrigen

selbstzufrieden einer ungebrochenen Versorgungsmentalität frönten, so als habe es kein Konzil und keine Synode in der Bundesrepublik gegeben. Kennzeichnender – und darin liegt die Schwierigkeit – ist, daß die Pfarrgemeinden sich weithin in einer *unübersichtlichen Übergangslage* befinden. Die Gemeinden leben in einer Mischung aus Betreuungskirche und Subjektwerdung der Getauften, aus Elementen herkömmlicher Volkskirchlichkeit ebenso wie neuen gruppenbezogenen Anstößen.

Beide Tendenzen stehen sich nicht selten *konfliktreich* in den Pfarrgemeinden gegenüber: Sei es, daß in einem Fall die Hauptamtlichen oder wenigstens einige von ihnen sich mit den volkskirchlichen Plausibilitäten nicht zufriedengeben möchten, dabei aber in der tonangebenden Kerngemeinde bzw. in Teilen von ihr oder bei einzelnen Gruppen auf wenig Gegenliebe und Verständnis stoßen. Sei es, daß aus der Gemeinde heraus, z. T. gegen den Willen von Hauptamtlichen, des Pfarrers oder führender Kreise der Gemeinde, Ansätze von Gemeindekirche eingeklagt werden. Ja mehr noch: Manchmal fühlen sich Verantwortliche und Engagierte in den Gemeinden selbst hin- und hergetrieben zwischen diesen beiden Formen des Kircheseins, zumal dann, wenn sie ihre Integrationsrolle in der Gemeinde nicht ohne weiteres aufs Spiel setzen und auch über die Bedürfnisse derjenigen nicht leichtfertig hinweggehen wollen, deren Kirchen- und Gemeindebild sie selbst nicht teilen.

Als Katholizismusersatz sind die Gemeinden überfordert

Schon angesichts einer in sich wünschbaren *Vielfalt an Frömmigkeitsstilen* und kirchlichen bzw. kirchennahen Vergemeinschaftungsformen werden Konflikte dieser Art in Zukunft immer weniger vermeidbar sein. Die Gemeinden erfahren Vielfalt bisweilen noch als *Bedrohung*. Sie werden nicht umhin kommen, sie zu akzeptieren, sie noch stärker zu entfalten und sich auf sie einzustellen, und zwar nach innen wie nach außen. Die Gemeinden müssen und können davon ausgehen, daß ihre Mitglieder darüber hinaus Zugang zu anderen kirchlichen Initiativen, Gruppen, Gemeinschaften, verschiedensten überpfarrlichen religiösen Aktivitäten haben, sofern sie dies wünschen. Das heißt: Neben der Bindung an die Gemeinde wird sich die Zugehörigkeit zur Kirche auf die Dauer immer mehr auch in *außergemeindlichen Bindungen* ausdrücken. Wer sich diesem Trend mit Hinweis auf das Pfarrprinzip entgegenstemmt, würde übersehen, daß auch die Sozialform Pfarrei Ausdruck von geschichtlich wandelbaren gesellschaftlichen Verhältnissen ist.

Im übrigen stellen sich heute schon und in Zukunft erst recht die Erwartungen an eine Gemeinde in mancherlei Hinsicht anders. Die Bindungen der Getauften an „ihre“ Gemeinde werden sich weiter wandeln: Welchen Grad an Gemeinschaftlichkeit wird eine Territorialpfarrei in Zukunft noch erreichen können? Schon aus Gründen der

Mobilität hat sich bereits die Zugehörigkeit zu den Gemeinden gelockert. Die Zahl der persönlichen Kontakte außerhalb des Pfarrgebietes sind ungleich größer als noch etwa in der Zeit vor dem Konzil. Die Pfarrgemeinde kann, soweit sie denn überhaupt noch als eine Einheit verstanden wird, bestenfalls eine von mehreren verschiedenen Bezugswelten sein, in denen der einzelne sich bewegt. Formen *partieller und selektiver Teilnahme am Gemeindeleben* werden üblicher. Vielfach sieht es so aus, als sei die Pfarrgemeinde nur noch für bestimmte Gruppen der naheliegende Raum zur Kontaktaufnahme mit der Kirche und zur Suche nach Beheimatung: für Familien mit Kindern im Kindergartenalter und in den Jahren der Sakramentenvorbereitung sowie für Ältere.

Ihre besondere Zuspitzung erfährt die Lage der Gemeinden heute dadurch, daß die innerkirchlichen Erwartungen an sie keineswegs abgenommen haben, sondern eher im Steigen begriffen sind. Angesichts der Pluralisierung innerhalb der Kirche erhofft man sich von ihnen eine Integrationsleistung, die sie schon wegen ihrer begrenzten personellen Mittel und der in erster Linie lokal ausgerichteten Einflußmöglichkeiten kaum erbringen können. Angesichts der schwieriger gewordenen Weitergabe des Glaubens drohen die Gemeinden – auf andere Weise auch die Familien – *überfordert* zu werden: In dem Maße, wie man nicht mehr oder nur in Teilen noch auf jenes kirchlich-gesellschaftliche Mischgebilde des Katholizismus mit seinen weit verzweigten Milieus zurückgreifen kann, richtet sich der Blick – auf wen auch sonst? – auf die Gemeinden. Sie sollen nun ersetzen, was es immer weniger gibt, und sind selbst doch zumeist nicht mehr als Reste dieses Milieus.

Zu den veränderten äußeren Bedingungen gehört außerdem, daß die Pfarrgemeinde in unseren Breiten einen beträchtlichen Funktions- oder besser: gesellschaftlichen Substanzverlust erlitten hat, den auch diejenigen nicht leugnen können, die nur allzugerne von vermeintlich guten, früheren Zeiten träumen oder die das biblische Gemeindebild allzu mechanisch zum Maßstab für heutige Gemeinden erheben. *Gesellschaftliche Fragen* spielen z. B. in den Gemeinden nur eine geringe Rolle. Die Kirchen verfügen zwar über einen ansehnlichen Apparat an diakonischen Einrichtungen aller Art, Beratungsdienste, Krankenhäuser, Alters- und Fürsorgeheime, Bildungseinrichtungen. Gemeindliches Leben hat sich demgegenüber aber in einer bereits die Identität von Gemeinde gefährdenden Weise reduziert auf das *explizit Religiöse* bzw. weist ein relatives Übergewicht des Liturgischen und der Verkündigung auf.

Verwundert es da, wenn man einen Zusammenhang herstellt zwischen dem gesellschaftlichen Gewichtsverlust und der allenthalben festzustellenden Verkleinerung der Gottesdienstgemeinde? Man denke zum Vergleich an die Einwanderergemeinden des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts in den Großstädten der USA: Die Gemeinde bildete geradezu ein Rückgrat der Beheimatung und des sozialen Aufstiegs in der „neuen Welt“. Oder die Basisge-

meinden in Lateinamerika: Schon der Wille zu einem menschenwürdigen Überleben angesichts schwieriger sozialer Verhältnisse schweißte die Getauften zu Gemeinschaften zusammen. In unseren mitteleuropäischen Mittelschichtsgemeinden ist solch ein Zusammenhalt nur mehr zur finanziellen Absicherung des Baus eines Pfarrzentrums oder des Erwerbs einer neuen Orgel erforderlich ...

Unsere Gemeinden dürfen einerseits nicht den Eindruck erwecken, als wollten oder könnten sie den übergemeindlichen professionalisierten Sozialeinrichtungen Konkurrenz machen. Andererseits entdecken sie neu ihre gesellschaftliche *Verantwortung* in Bereichen, in denen sie gerade wegen ihrer großen Nähe zu den Menschen Aufgaben wahrnehmen könnten, die das weite Netz sozialer Versorgung und Sicherung nicht oder nur unzureichend berücksichtigt. Durch gesellschaftliche Differenzierung und lebensweltliche Pluralisierung wurden den Gemeinden Aufgaben entzogen – ein Vorgang, den sie an sich nicht bedauern können, der aber nun zu der genannten Schlagseite bei der Wahrnehmung von für sie unverzichtbaren Aufgaben geführt hat.

Denen nachgehen, die nicht schon dazugehören

Der *Öffentlichkeitsbezug* gemeindlichen Lebens erschöpft sich nicht selten in jener nur in diesem Zusammenhang gebräuchlichen liturgischen Formel der Fürbitte „für die Regierenden“. Um konkrete gesellschaftliche Themen wird ein weiter Bogen gemacht. Selbst unzweifelhaft wichtige Themen wie die Kritik an der Abtreibungspraxis und Entwicklungs- und Menschenrechtsfragen erstarren in der gemeindlichen Verkündigung nicht selten zu Stereotypen, geraten zu *Alibiübungen*. Dies gilt auch dann, wenn man der Pfarrgemeinde durchaus zubilligt, ein breiteres Spektrum an Meinungen integrieren zu müssen als eine Aktions- oder Basisgruppe, ein Verband oder eine Bewegung.

Und trotzdem: Den Pfarrgemeinden die Fähigkeit abzusprechen, sich zu einer evangelisierenden „Kirche am Ort“ weiterentwickeln zu können, würde die Situation allzu holzschnittartig darstellen und die institutionellen Alternativen wohl auch überschätzen. Wer Geduld mit den Gemeinden anmahnt, muß sich nicht vorhalten lassen, er gebe sich mit zuwenig zufrieden. Die Pfarrgemeinde bleibt der Ort, an dem wie an keinem anderen auch denen nachgegangen werden kann, die nicht sowieso schon dazugehören, selbst wenn genau dies faktisch zuwenig geschieht. Sie ist schlichtweg der Inbegriff dessen, daß nicht der einzelne mit seiner Entscheidung für den Glauben den ersten Schritt tut, sondern Gott als erster sein Heilsangebot macht, das der Mensch in Freiheit annehmen oder ausschlagen kann. Ohne diesen *institutionalisierten Zwang zur Universalität*, den das Territorialprinzip darstellt, wäre die Entwicklung der Kirche zur Sekte weithin vorgezeichnet. *Klaus Nientiedt*